

Zeitschrift: Nidwaldner Kalender
Herausgeber: Nidwaldner Kalender
Band: 32 (1891)

Artikel: Aussaat und Ernte
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1007890>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ausfaat und Ernte.

I.



icht jedes Menschenkind wird bei seinem Eintritt in's irdische Dasein gleich freudig begrüßt. Der Schneidermeister Pankraz Scheibele kratzte sich verlegen hinter dem Ohr, als ihm sein „Dreizehntes“ geboren wurde. Von den sieben Buben und fünf Meitschenen hatte der liebe Gott nur eines zu sich genommen, aber schon nach Ablauf eines Jahres war das Duzend wieder voll. Der gute Pankraz hatte Mühe für das arme Würmlein Gotte und Götti zu finden. Aus dem Schwabenland eingewandert, hatte er in der Gegend keine Verwandten, die Verwandtschaft seiner Frau aber war sehr klein und außer dieser wollte niemand zu Gebatter stehen.

Am gleichen Tage, als die Familie des ehrsamem Schneidermeisters Scheibele um ein Meitschi vermehrt wurde, war auch der Uerthevogt Leonz Schlegel glücklicher Vater geworden. Der machte aber ein ganz anderes Gesicht, als sein Nachbar Pankraz. Leonz war überglücklich, daß endlich nach sechs Jahren vergeblichen Harrens, das edle Geschlecht der Schlegel vom Aussterben gerettet schien.

Am Tage der Taufe ging's hoch her. Der Schullehrer that sein Möglichstes auf der Orgel. Er zog alle Register und fuhrwerke auf den Tasten herum, daß ihm der Schweiß über den ganzen Leib herabließ. Als der Herr Götti, nämlich der Sädelmeister Hans Jörg Zneiderist mit der hübschen Gotte, Frau Spitalherrin Anna Margaritha Spillmutter, geb. Schlegel mit der „Schlotterten“ die Kirche verließ und dem Pären zuschritt, da streckten die Nachbarn ihre Köpfe aus den Fenstern oder sie guckten verstoßen hinter den Vorhängen hervor und der Pärenwirth bewillkommte seine Gäste schon von weitem unter der Hausthüre. Solch einen vornehmen Göttwein hatte der Pärenwirth schon lange nicht mehr gehabt, es waren mehr als ein Duzend Eingeladene. Der Herr Pfarrer war auch erschienen und der überglückliche Vater Schlegel saß breit und behäbig neben dem Herrn Sädelmeister. Aufgestellt wurde, was der Tisch zu tragen vermochte, wenigstens viererlei Fleisch und Pasteten und Nachtisch was Platz hatte.

An Wein fehlte es natürlich auch nicht und der rothe Welsche fand guten Absatz und machte die Leute gesprächig. Anfänglich drehte sich der Disput um gleichgültige Dinge; man berichtete vom Viehhandel und den Käzpreisen, von der Stierenzeichnung und dem Wylermarkt — dann kam die Rede auf den letzten Landrath und die Landsgemeinde im Frühling. Die Köpfe waren ordentlich erhitzt, als man in's Politisiren hineingerieth. Da wurde manch' unüberlegtes Wort gesprochen. Besonders that sich der Uerthevogt hervor. Er war bei weitem nicht mit allem zufrieden, was die Regierung machte, und bei fast allen ihren Beschlüssen und Verordnungen fand er irgend ein Haar in der Suppe. Als es daher hieß, der eine oder andere aus der Regierung wolle bei der nächsten Landsgemeinde abdanken, da meinte der Uerthevogt, den Sädelmeister ausgenommen, wär's für manchen schon nicht schade, wenn er abgebe. Es fehle den Leuten an Bildung und am Verständniß für die Bedürfnisse der Zeit und dergl. Bildung und Schulung müsse einer heut zu Tage haben, wenn er etwas leisten wolle. Das wolle er gleich sagen, auch sein Sohn müsse ihm einst etwas Rechtes werden, etwas G'studiertes. Der Pfarrer, der oben am Tische saß, schüttelte bedenklich den Kopf, als er den Uerthevogt so reden hörte. Bedächtig nahm er eine Priese und sagte, als niemand dem Vater Schlegel antwortete, ganz ruhig: „Das beste, mein lieber Leonz, wird wohl sein, wenn ihr euerm Sohne eine ächt christliche Erziehung gebt. Dann ist das Fundament gelegt, auf dem das Uebrige aufgebaut werden kann“. Diese ruhigen vernünftigen Worte kamen dem Uerthevogt nicht gelegen. Er konnte ohnehin den Pfarrer nicht recht leiden und weil er etwas aufgeklärter Gesinnung war, so meinte er gleich, das sei auf ihn gestichelt und er wurde giftig. „Wenn er einst seinen Sohn studieren lassen wolle, so gehe das niemanden etwas an und so gut als der Wiesmattli-Toni werde er es auch noch vermögen, seinen Buben bilden zu lassen“. Das war verständlich und grob zugleich, denn der Wiesmattli-Toni war des Pfarrers Vater gewesen, hatte sieben Kinder gehabt und alle ehrlich durchgebracht.

Der Pfarrer fühlte den Hieb ganz gut,

aber er schwieg still. Mit Leuten, die vom Weine erhitzt sind, läßt sich nicht disputieren. Der Uerthevogt war zwar kein böser Mann, wenn er aber ein paar Gläser Wein im Leibe hatte, dann war bei ihm das Feuer gleich im Dach. Der Herr Uerthevogt ließ sich nicht auf den Zähnen dengelen, denn der Herr Uerthevogt war gebildet, sehr gebildet für anno dazumal. Er hatte früher den Viehhandel getrieben, war oft über den Gotthard nach Italien gekommen und bei seinem Geschäfte mit Welt und Leuten bekannt geworden. Als eifriger Patriot las er den Republikaner und den aufrichtigen und wohlerfahrenen Schweizerboten, sprach gern über Aufklärung und Bildung und konnte nichts weniger leiden, als die Altgesinnten, „die Rothstrümpfe und Stecklibuben“, wie er sie gewöhnlich nannte. Eben darum wurde Leonz auch heute so hitzig, denn des Pfarrers Vater war auch einer von den sog. Stecklibuben gewesen und anno 1802 unter dem Oberst Schmitter nach Bern gezogen.

Der hübschen Gotte, der Frau Spitalherrin Anna Margaritha wurde angst und bange, wie der Uerthevogt so eifrig wurde und anfing auf den Tisch zu klopfen. Als seine Schwester kannte sie dessen schwache Seite und war in tausend Nengsten. Sie hustete und räusperte sich, sie zupfte den Fruder am Ärmel und hätte ihm gern mit der Hand das Maul zugehalten, aber Leonz merkte nichts. Er war nun einmal im Zug und als der Pfarrer auf seine grobe Anspielung nichts erwiderte, da wurde er erst recht warm. „Ja, Herr Pfarrer, nichts für ungut“, sagte er, „Bildung muß sein. Unser Volk ist noch weit zurück. Es wäre besser, die Geistlichen würden nicht so viel in die Schule hineinregieren und man würde tüchtige fremde Lehrer anstellen, es giebt jetzt deren apart gute und gebildete in den Kantonen Bern, Zürich und Aargau“. Ernst erwiderte der Herr Pfarrer: „Ein ächt religiöser Geist ist die Grundlage alles Glückes für ein Land. Wohin ein Volk ohne Religion und sittliche Grundsätze kommt, das können wir an Frankreich sehen. Die französischen Ansichten haben auch unserm Vaterlande wenig Segen gebracht.“ „Ja, ja, der Herr Pfarrer hat völlig recht“, fiel jetzt der Säckelmeister ein, „seiner Meinung bin ich auch. Wenn wir die Buben nicht vor allem religiös und sittlich erziehen, dann wachsen sie uns über den Kopf und machen es uns, wie die heillosen

Franzosen ihrem guten König. Es ist schon oft genug vorgekommen, daß ein ungerathener Sohn dem Vater ein frühes Grab gegraben hat“. Jetzt ergriffen auch die Gotte und das Weiberbolch offen für den Pfarrer Parthei, der Uerthevogt zog den Kürzern und mußte seine Pfeife einstecken. Der Pfarrer aber, eingedenk des Schriftwortes: „Eine sanfte Rede bricht den Born“, ergriff das Glas, stieß mit dem Uerthevogt an und sagte freundlich: „Wegen unserer Meinungsverschiedenheit soll's keinen Krieg zwischen uns absetzen. Ich wünsche nur, daß ihr einst an eurem Kinde recht viel Freude erlebt. Ein weiser Sohn erfreut seinen Vater, aber ein thörichter Sohn ist das Herzeleid seiner Mutter“. Nach diesen Worten leerte der Pfarrer sein Glas und verabschiedete sich bei der Gesellschaft. Auch der Uerthevogt reichte dem Pfarrer die Hand und begleitete ihn mit den andern bis zur Hausthüre — aber recht heiter wurde es diesen Abend nicht mehr, der Zwischenfall hatte die allgemeine Freude gestört.

Der junge Schlegel indessen ahnte freilich nicht, welch' große Hoffnungen sein Vater auf ihn setzte. Er krähte lustig in die Welt hinein und ließ sich von Vettern und Basen anstaunen und bewundern. Aber bald hätte sein irdisches Dasein kurz nach der Taufe einen neuen, dießmal häuslichen Zwist veranlaßt. Der Götli, Herr Säckelmeister Joseph Znidrist hatte das Kind in der Taufe nach seinem eigenen und dem Namen des Vaters „Leonz Joseph“ nennen lassen. Das wollte nun dem Uerthevogt gar nicht gefallen. Leonz werde in Lunzi abgekürzt und der Name Schlegel-Lunzi oder Lunzi-Schlegel sei eben so wüst, als Lunzi-Sepp oder Sepp-Lunzi. Sein Sohn müsse ihm „Schang“ oder „Lui“ heißen, das sei französisch, klinge vornehm und patriotisch. Die Mutter protestierte, der Sohn müsse so heißen, wie er getauft worden sei und wenn sie ihm nicht Leonz oder Lunzeli sagen wollen, so könnten sie ihn ja Seppli oder Josephli heißen. Der Name Joseph sei doch gewiß vornehm genug, wenn der Nährvater Christi so geheißener habe. Nach langem Hin- und Widerreden gab sich endlich der Uerthevogt mit dem Namen Joseph zufrieden und so blieb es einstweilen.

Mit dem jungen Prinzen war ein neues Leben in das Haus des Leonz Schlegel einge-zogen. Der Uerthevogt nahm den Viehhandel wieder auf, reiste über den Gotthard und machte

Geschäfte. Sein Sohn sollte einst ein reiches Erbe erhalten, d'rum wollte der Vater Geld, viel Geld verdienen. Nie kam er heim, ohne dem kleinen Josephli etwas zu kramen, denn das Bürschlein ging ihm über alles, das merkte der kleine Schelm nur allzubald. So oft er etwas haben wollte und es von der Mutter, oder von der Haushälterin, der Kathri, nicht erhielt, so schrie er wie besessen, stampfte mit den Beinen und ließ nicht lugg, bis er das Verlangte bekam. — Die Mutter dachte freilich daran, diesen Starrkopf zu brechen, aber wenn der Vater daheim war, richtete sie nichts aus. Die Ruthe durfte nicht gebraucht werden, der Uerthevogt meinte, dieses Strafmittel sei nach einer veralteten Methode und wenn das Büblein sich nicht alles gefallen lasse, so sei das ein Zeichen von einem kräftigen Willen. — Hatte sich der Kleine an Obst oder Leckereien überessen, dann mußte die Kathri gleich zum Dokter und in die Apotheke springen und Josephli wurde gepflegt, als ob's der kleine König von Spanien gewesen wäre. Der Junge aber gedieh prächtig, schon verstand er es, allerlei Sprüche und Schelmenliedchen herzapflappern, er konnte die Kathri auslachen, wie sie in der Küche herumhumpelte und gab sogar ein paar der kräftigsten Ausdrücke, die seinem Vater als Viehhändler geläufig waren, zum besten. Da lachte der Uerthevogt unbändig, nahm den Buben auf's Knie und ließ ihn lustig reiten, indem er dazu sang:

„Hanselima hed Höseli a
Und 's Dägeli a der Syte,
Hed 's Gäld verpillt und 's Roß verchafft
Jetzt chan er nimme ryte“.

Wenn aber die Mutter verlangte, daß Josephli vor und nach dem Essen das Kreuzzeichen machen, seine Händchen falten und das Tischgebetlein hersagen sollte, da fing das Bürschlein an zu schreien und der Vater schmälte mit der Mutter, daß sie an den Kleinen so unvernünftige Anforderungen stelle.

Drüben im Nachbarhause beim Pantraz Scheibele da sah es ganz anders aus. Wenn die Familie um die Erdäpfelsuppe herumstand, da betete der Vater vor und das jüngste wie das älteste faltete fromm die Hände und betete andächtig mit. Nie hörte man grobe Worte und wenn der Vater etwas befahl oder die Mutter etwas wollte, so gehorchten die Kinder auf's Wort. Und doch war das Glück beim armen Schneider nicht daheim und eine schwere

Heimsuchung folgte auf die andere. Die Mutter war nicht mehr recht zweg, seitdem sie ihr jüngstes Kind, das Breneli geboren; sie hüstelte den ganzen Sommer hindurch und die Leute, welche sie sahen, sagten mitleidig: „Die hört den Kuckuck nimmermehr“. Als der Herbst herankam und die Blätter von den Bäumen fielen, da welkte auch die brave Frau dahin und am Allerseelestage, da ruhte sie schon auf dem stillen Friedhofs neben der Kirche.

Der gute Pantraz wußte sich nicht zu fassen, der Schmerz und die Anstrengungen bei der Krankheit seiner Frau hatten ihn selber krank gemacht. Er ging umher, wie der Schatten an der Wand und aus seinen Augen schaute der Kummer, wie er seine große Familie ernähren wolle. Das älteste Mädchen, 's Margarethli war freilich schon 17 Jahre alt und konnte nothdürftig die Haushaltung führen; einer der Buben half dem Vater bei der Arbeit, ein anderer war beim Schmied im Dorfe und ein dritter bei einem Bauer als Knechtlein angestellt — es blieben aber immer noch acht Kinder, die nichts verdienen konnten und doch gespeist und gekleidet sein wollten. Pantraz arbeitete Tag und Nacht, aber das hielt der schwächliche Mann nicht lange aus und ehe Ostern kam, war er seiner Frau in's Grab gefolgt.

Was sollte nun aus den armen Waisen werden; niemand wollte sich ihrer annehmen, denn ihr Vater war ja ein Fremder gewesen. Da erbarmte sich die Frau Uerthevogt und als ihr Mann einst einen guten Schick gemacht hatte und daher ziemlich wohlgelaunt von seiner Reise heimkehrte, da faßte sie sich ein Herz und sagte zu ihm: „Hör' Leonz! Bei des Pantrazen drüben sieht's doch erschrecklich elend aus, niemand will sich der armen Tröpflein erbarmen. Was meinst du, Vater, wie wär's, wenn wir das Jüngste zu uns nähmen? 'S Breneli ist ja am gleichen Tage geboren, wie unser Josephli und es wäre doch schön, wenn er zum G'väterlen einen G'panen hätte.“ Der Uerthevogt hatte nicht viel einzuwenden und so kam Breneli in sein Haus. Das gute Beispiel wirkte, auch andere Leute wollten nicht hinter dem Uerthevogt und seiner Frau zurückbleiben und so fanden auch die übrigen Kleinen aus Scheibele's Familie bei guten Leuten Aufnahme.

Das Breneli war ein herziges Kind, still und folgsam auf's Wort. Wenn es am Abend vor dem Schlafen seine Händlein faltete und

das Nachtgebetlein sprach und für Vater und Mutter selig betete und für seine lieben Pflegeltern, da kamen der guten Frau Schlegel oft die Thränen in die Augen und es wurde ihr wehmüthig um's Herz, wenn sie sah, wie ihr eigenes Kind so ganz anders geartet war.

II.

Ein Ereigniß, das man auch im spätern Leben nicht so leicht vergißt, ist der erste Gang zur Schule.

Als Joseph und Breneli sieben Jahre alt geworden waren, da wanderten auch sie an der Hand der Mutter eines Morgens dem Schulhaus

zu, sorgfältig ausstaffirt, hübsch gekämmt und mit neuen Kleidern versehen. Der Seppli machte aber ein schreckliches Brieggig'sicht, er traute dem Wetter nicht und das Breneli wagte kaum zu schnaufen in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Schon war die Frau Uerthevogt mit den beiden Kindern in die Nähe des Schulhauses gekommen und alles war bis jetzt gut gegangen, da zeigte sich unter der Thüre der Lehrer mit der mächtigen Brille auf der Nase und dem unheildrohenden Haselstock unter dem Arm. Der Anblick des Schulmeisters machte den jungen Schlegel stutzig, plötzlich

ließ er den Rock der Mutter aus den Händen, warf die Schiefertafel sammt dem nagelneuen A-B-C-Buch weit von sich und suchte zu entweichen. Doch die Frau Uerthevogt war auf den Fluchtversuch gefaßt; mit kräftiger Hand packte sie das Bürschchen am Arm, es half kein Schreien und kein Flennen, der Junge wurde dem Schulmeister ausgeliefert. Nur mit Mühe gelang es, den kleinen Schreihals zu beschwichtigen, und erst als er sah, daß all' sein Schreien und Heulen vergeblich war, ergab er sich in sein Schicksal und setzte sich stumm und trozig an den ihm angewiesenen Platz.



Der Junge wurde dem Schulmeister ausgeliefert.

Der Troß des jungen Schlegel war nicht von langer Dauer, bald war die erste Scheu überwunden und schon am Nachmittag balgte sich der Lunzisepp, — so wurde der neue Ankömmling gleich genannt — mit seinen Schulkameraden tüchtig herum. Nicht lange, und er spielte unter den Dorfbuben sogar eine hervorragende Rolle. Bei allen Schelmenstreichen war er dabei: Wurde dem Lehrer der Haselstock gehickt, daß er beim ersten Hieb zerbrach oder war der Schwamm mit Tinte so getränkt, daß der Lehrer seine Hände über und über damit beschmutzte, so war's gewiß der Lunzisepp gewesen, der den Streich erdacht. Keiner verstand es so gut wie

er, mit Papierkügelchen zu bombardieren, oder die andern Buben, wenn sie gerade aussagen sollten, zu necken. Selten wurde dabei der Lunzisepp erwischt; er verlegte sich keck auf's Leugnen und seine Kameraden verriethen ihn nie. Die wußten wohl warum. Keiner hatte so viel Geld zu verkrämlen, wie der Seppli und von den gekauften Schleckereien bekamen sie redlich ihren Theil. Das Chriesi-Chlari, das auf dem Dorfplatz Chriesi, Pflaumen und Birnen feilbot, hatte den besten Kunden an des Uerthevogts Sohn und der Spezereihändler fand für seinen Bärenred und Brustzucker, für die Chokolade-

täfelchen und Mandelkernen, für die Feigen und die Münzenzeltchen bei ihm reißenden Absatz. Dem Vater Schlegel blieben die Naschereien seines Seppli nicht verborgen, aber er sagte nichts dazu. Er selber gab ihm ja Geld, so oft der Kleine ihn darum ansprach, er schmunzelte vergnügt, wenn er sein Büblein den Reichen spielen sah und war stolz auf das hoffnungsvolle Frücktlein. In Abwesenheit des Vaters mußte der Geldsäckel der Mutter herhalten, doch da flossen die Gaben zäher. Aber der kleine Schlingel war nicht verlegen in der Wahl der Mittel, um aus der Mutter etwas herauszulocken. Bald sollte er

Geld für ein neues Schreibheft, für Bleistifte und Griffel, bald für ein Lesebuch, für Schwamm und Schiefertafel haben, die Mutter glaubte alles und die Tagen wanderten zum Chriesi-Chlari. So lernte Seppli das Lügen, ein Laster, das bei Kindern nicht selten mit dem Stehlen sich verbindet. — Die Mutter hatte ein schönes Trüppchen Hühner, die mehr Eier legten, als für die Haushaltung nöthig waren. Der Eierverkauf brachte ihr daher ein hübsches Stümmchen ein, so oft sie aber das Eiergeld nachzählte, kam es ihr vor, als ob die Einnahme sich eher vermindert als vermehrt habe. Der kleine Seppli hätte Auskunst geben können, warum die Mutter sich verrechnete. Kurz und gut, das Bürschchen war ein Schlingel und wurde immer schlimmer und frecher. Der Lehrer wußte sich kaum mehr zu helfen und alle Ermahnungen des greisen Pfarrers in Schule und Christenlehre waren umsonst. Wie hätte es auch anders sein können? Der Geistliche und der Lehrer müssen in ihrer Wirksamkeit von den Eltern unterstützt werden, denn nichts ist verderblicher für ein Kind, als wenn es, wie man sagt, daheim einen Rücken findet, ja sogar über die Lehrer klagen darf und Recht bekommt.

Anfangs freilich hütete sich der kleine Seppli zu Hause etwas zu sagen, wenn er in der Schule gestraft wurde; auch schämte er sich, wenn er im Notenbüchlein eine schlechte Note oder eine Bemerkung heimbrachte. Als aber der Vater bei den schlechten Noten über den Lehrer aufbegehrte und meinte, der sei halt partheiisch und vom Pfarrer aufgewiesen, da merkte der Lunzisepp bald, wo's geschlagen habe. Er wußte Nutzen aus der Abneigung des Vaters zu ziehen. Von jetzt an kamen Klagen über den Lehrer eine nach der andern. Bald hatte der Seppli unschuldig Tagen bekommen, bald hatte er hinausknien müssen, weil ihn des Peter-

Hansen Toni gestupft und zum Lachen gebracht hatte, dem Toni aber hatte der Lehrer nichts gethan. „Ja, ja,“ sagte der Uerthevogt, „des Peter-Hansens Toni ist halt ein Verwandter vom Pfarrer, dem thut der Lehrer nichts. Und wenn du schon hundertmal gescheider bist, als der dumme Toni, so mag dich halt der Schulmeister nicht leiden, der Rothstrumpf. Aber wart nur, wir wollens ihm schon einmal eintränken, dem Lump.“ Wie jetzt der Seppli heulte und schluchzte, ein Stein hätte sich erbarmen mögen. „Ja, Vater“, stöhnte der Schlingel, „der Toni sagt mir auch immer



Da stand der Genannte plötzlich hinter ihm.

Lunzisepp und Schlegel-lunzi und Lunzischlegel und der Lehrer giebt ihm deswegen doch keine Tagen!“ „Was!“ schrie der Vater, frebsoth vor Zorn, „Lunzischlegel und Schlegel-lunzi sagt er dir, dem Sohn des Uerthevogts, der Lausbub. Wenn ich den einmal erwische, so nehme ich ihn bei Haar und Ohren, daß er 's Für im Elß g'sehnd“. Seppli jetzt gieb acht, was ich dir sage. Wenn dir der Lehrer noch einmal Tagen giebt und dem Toni keine, so kommst du mir gleich heim. Ich will dann dem Hudelpad Ordnung machen, ich der Uerthevogt“.

Der Seppli ließ sich das nicht zweimal sagen und der Anlaß zu einem Kriege mit dem Lehrer bot sich bald.

In der Nähe des Schulhauses wohnte in einem kleinen Häuschen ein alter Junggeselle, der Chäsuppe-Peter. Seinen Namen trug er von seiner Lieblingsspeise, der Chäsuppe, die er in erstaunlicher Menge zu vertilgen vermochte. So sehr er aber auch die Chäsuppe liebte, nichts konnte ihn wilder machen, als wenn man ihn durch den Uebnernamen Chäsuppe-Peter an seine Liebhaberei erinnerte. Der Lunzisepp mußte es bitter erfahren. Als er einst gerade daran war, in's Wohnstübchen zu ebener Erde sein „Chäsuppe-Peter“ hineinzuschreien, da stand der Genannte plötzlich hinter ihm und

gab dem Seppli eine Ohrfeige, daß er auf die Straße flog. Der Betroffene sann auf Rache. In der nächsten Nacht wurde heftig an Chäs-suppe-Peters Hausthüre geläutet. Peter sprang aus dem Bette und schaute zum Fenster hinaus — niemand war an der Thüre zu bemerken. Raun hatte Peter brummend sein Bett wieder aufgesucht, so läutete es zum zweiten Mal nur noch stärker und wieder war niemand zu sehen. So ging's vier, fünf Mal, da wurde der Peter wild, er ergriff einen Stecken, stellte sich hinter die Hausthüre, die er ganz leise ein wenig öffnete und als es wieder klingelte, fuhr er wie wild hinaus. Da stob ein Rudel Hunde bellend auseinander, sie hatten sich um einen Knochen gerissen, der an der Schnur der Hausglocke angebunden war. Peter wußte nun, daß er geneckt war, er ahnte auch den Urheber des Streiches, aber — was wollte er machen? Als es am nächsten Abend zu dunkeln anfang, da stellte sich der Chäs-suppe-Peter auf die Lauer in den Ausgang. Er bemerkte nichts Verdächtiges und schon war es ordentlich dunkel geworden, da sang eine Knabenstimme, — 's war die des Lunzisepp, Peter kannte sie ganz genau:

„Chäs-suppe ist ai guot
Si chüeld im Peter s'Bluot
Hed är ä guote Apetit
So frißt er bis er niederlid. Ruhe!“

Das Liedchen war noch nicht zu Ende, da sprang der Peter wüthend auf die Straße und rannte dem Sänger nach — aber plump lag er auf dem Boden, und wenig fehlte, der alte Mann hätte Arm und Peine gebrochen. — Ein gellendes Hohngelächter aus Lunzisepp's Munde verrieth, daß die List gelungen. Quer über der Straße war eine dicke Schnur gespannt, die hatte den Verfolger zum Falle gebracht. Mit blutender Nase und zerschundenen Knien hinkte der Chäs-suppe-Peter in's Häuschen zurück. Am andern Morgen aber machte er beim Schulmeister Anzeige und da ein paar Nachbarn den Vorfall mit angesehen und den Lunzisepp als den Uebelthäter erkannt hatten, so war dieser seines Bubenstreichs überführt. Zur Strafe gab es diesmal nicht nur eine tüchtige Portion Tazen, sondern Lunzisepp sollte auch über Mittag im Schulzimmer eingesperrt bleiben.

Schon hatte es zu Mittag geläutet, der Herr Uerthevogt hatte sich bereits zu Tische gesetzt und die Suppe geessen, aber der Seppli

war noch nicht da. Das mußte ihm auffallen; ungeduldig fragte er das Breneli, ob in der Schule etwas vorgefallen sei. Da fing das gute Kind schrecklich zu brieggen an und schluchzend erzählte es, wie Seppli bestraft worden sei, weil ihn der Chäs-suppe-Peter verklagt habe. „Was!“ schrie der Uerthevogt, „mein Sohn wird eingesperrt und soll nichts zu Mittag bekommen, wegen dem Halbnarren, dem Chäs-suppe-Peter? So lange ich noch etwas Meister bin, geschieht das nicht!“ Mit diesen Worten warf er den Löffel auf den Tisch und schnellte vom Sessel auf und bevor die Mutter ein Wort hervorbringen konnte, rannte er wie wild zur Thüre hinaus dem Schulhaus zu.

Der Schulmeister saß eben bei seinem kärglichen Mittagessen, da polterte ein Mann die Stiege herauf, klopfte so heftig an die Stubenthüre, daß dem erschrockenen Lehrer der Löffel aus den zitternden Händen fiel. Bevor er „Herein“ gerufen, wurde die Thüre aufgerissen und der Uerthevogt stand in der Stube, mit krebsrothem Kopf und rollenden Augen. „Schulmeister!“ schrie er, „Ich will wissen, wo mein Bub steckt und warum er mir nicht zum Essen kommt!“ Der Schulmeister wollte antworten, aber im jähen Schrecken kam ihm ein Stücklein Brot in den letzten Schluck, er hustete zum Ersticken und brachte kein Wort hervor. Der Uerthevogt zeigte keine Lust lange zu warten, er schlug mit seiner groben Faust auf den Tisch, daß die Erdäpfel im Teller einen Gump machten und brüllte wie nicht g'scheid: „Eingesperrt habt ihr meinen Seppli, eingesperrt wegen einer Kleinigkeit, eingesperrt, weil ein verrückter Kerl, der Chäs-suppe-Peter ihn verklagt hat. Jetzt sag' ich euch, wenn ihr meinen Seppli sofort heimlassen wollt, so ist's wohl und gut, sonst schlage ich euch ungespitzt in den Boden hinein.“ Der arme Schulmeister wurde bei diejer entsetzlichen Drohung kreidenweiß vor Schrecken, er mußte sich an der Tischdecke halten, um nicht umzufallen, denn der Uerthevogt stand dicht vor ihm und hielt ihm seine dicke Viehhändlerfaust unter die Nase. Er stotterte etwas von Pflicht zum Strafen und von frühern Vergehungen des Seppli, aber der Uerthevogt machte kurzen Prozeß, packte den zitternden Schulmeister am Arm, zog ihn zur Thüre der Schulstube und schnauzte ihn an: „Macht keine Spendifözi, laßt den Seppli heraus, oder ich schlage die Thüre ein!“ Was wollte der Lehrer anders thun, als nachgeben?

Er zog den Schlüssel aus der Tasche und befreite den Gefangenen. Mit frohem Jauchzen entwischte der Bursche, drehte dem Lehrer noch eine lange Nase und marschierte mit dem Vater in's Dorf hinein.

Der Uerthevogt richtete seine Schritte direkt dem „Bären“ zu, dort bestellte er für sich und seinen Sohn ein Mittagessen und eine Flasche vom Besseren. Ihm lag nur daran, Skandal zu machen. Bald hatten sich ein paar Gleichgesinnte um den Tisch versammelt, jetzt wurde geschimpft und aufgebeht, daß es krachte. Aerger als über den Lehrer gings noch über den Pfarrer her, an ihm ließ man keinen guten Faden. Der Schulmeister sei ein einfältiger Tropf und der Pfarrer könne mit ihm machen, was er wolle. An der nächsten Gemeinde müsse man dem Lehrer den Abschied geben und den Pfarrer aus der Schulkommission hinausburiren, sonst gäb's keine Ordnung. Der Nestboden-Marti sagte zum Uerthevogt: „Ihr seid ein Narr, wenn ihr euern Buben noch länger in eine solche Hudeleschule schickt. So viel als der Lehrer verstehe ich auch, und im Zins- und Heurechnen nehme ich es jeden Augenblick mit ihm auf. Ich will euern Seppli schon unterrichten, und ich wette Zehn gegen Eins, er lernt bei mir mehr, als beim alten Nachthuri in der Schule droben“. Das gefiel dem Uerthevogt, denn der Nestboden-Marti hatte auch einmal studiert und war in die Lateinschule gegangen. Freilich wollte ihm das Lateinische nicht recht gerathen, d'rum hatte er später den Schnaps-handel angefangen und diese geistreiche Beschäftigung sagte ihm besser zu. Nebenbei machte der Marti für ungeschulte Leute den Schreiber und Rechner und führte in politischen Dingen gern das große Wort. Der Nestboden-Marti war ganz ein Mann nach dem Herzen des Uerthevogts, d'rum wurde die Sache gleich ausgemacht und der Hauslehrer angestellt. —

Der Vorfall zwischen dem Uerthevogt und dem Schulmeister erregte ziemliches Aufsehen im ganzen Dorfe. Als der Seppli die folgenden Tage nicht in der Schule erschien, so kam die Sache vor den Schulrath und der Uerthevogt wurde aufgefordert, seinen Sohn zum Schulbesuch anzuhalten. Aber da hatte man erst recht in's Wespennest hineingestochen. Schlegel that wie unsinnig, begehrte auf wie ein Rohrspaz und sagte, er lasse sich und sein Kind nicht tyrannisieren und eher wolle er auswandern,

als seinen Sohn nochmals einem Grobian, wie der Schulmeister einer sei, in die Finger geben. Auf das hin ließ man dem unverständigen Manne seinen Willen und dem Nestboden-Marti seinen Schüler. Als der Pfarrer aber darauf bestand, daß der Seppli die Christenlehre besuche, da gab es einen heftigen Austritt zwischen ihm und dem Uerthevogt und der „aufrichtige und wohlerfahrene Schweizerbote“ brachte einen Artikel nach dem andern, in denen der eifrige Seelsorger als ein unduldsamer, störrischer Mann hingestellt wurde.

Welchen Eindruck mußten all' diese Vorkommnisse auf das Herz der guten Frau Uerthevögtin machen. Sie ließ kein Mittel unversucht, ihren Mann eines Besseren zu belehren — umsonst. Seitdem der Nestboden-Marti in's Haus kam, war der Friede daraus verschwunden. Die brave Frau durfte sich keine Bemerkung mehr erlauben, sonst gab's Streit. Da blieb ihr nichts anderes übrig, als im Stillen zu weinen und mit dem Breneli zu beten.

Da der Pfarrer nicht lugg ließ und den Seppli absolut in der Christenlehre haben wollte, so beschloß der alte Schlegel, seinen Sohn erpreß fortzuschicken und studieren zu lassen. Zudem mochte er auch einsehen, daß beim Unterricht des Nestboden-Marti nicht viel herauschaute und so wurde ausgemacht, daß Seppli die Schulen in der Stadt besuchen sollte. Die Mutter hätte es zwar lieber gesehen, wenn ihr Sohn in eine Klosterschule gekommen wäre, aber von dem wollte der Uerthevogt durchaus nichts wissen. Der Nestboden-Marti suchte für den Seppli ein Kosthaus und im Herbst sollte derselbe seine Heimat verlassen. —

Am Abend vor der Abreise nahm die Mutter ihren Sohn ganz allein in's Nebenstübchen und sprach da unter vier Augen nochmals recht eindringlich zu ihm. Sie ermahnte ihn, doch recht gehorsam und fleißig zu sein, die bösen Kameraden zu meiden, und seine religiösen Pflichten getreu zu erfüllen. Der Seppli versprach alles Gute — aber die Verkehrtheit des Vaters hatte bereits den bösen Samen in's junge Herz ausgestreut und dieser zu tiefe Wurzeln gefaßt. So vermochte die Saat der Mutter nicht aufzugehen, sie wurde vom üppig wuchernden Unkraut erstickt. Wer aber Wind säet, der wird Sturm ernten, das mußte auch der Uerthevogt an seinem Sohne erfahren.

III.

Mehrere Jahre waren inzwischen verflossen, seit Joseph das Elternhaus verlassen hatte und die Schulen in der Stadt besuchte. Er war größer aber nicht besser geworden, so oft er in die Ferien heimkehrte, zeigte er sich ausgelassener und frecher. Der Vater betrieb indessen den Viehhandel, aber ohne Glück, er spekulierte schlecht und verlor große Summen. Der Herr Student in der Stadt brauchte viel Geld, begreiflich, daß so der Uerthevogt in seinem Vermögen immer mehr zurückkam. Das machte ihm Kummer und schwere Sorgen, aber er ließ nichts merken und suchte Zerstreuung im Wirthshaus. Der Geist der Bierzigerjahre spuckte damals gewaltig in den Köpfen, auch der Uerthevogt ließ sich wieder hinter's Politisieren und disputierte mit dem Nestboden-Marti und seinen Kameraden im „Bären“ oft bis tief in die Nacht hinein. Gewöhnlich kam er dann in angeduseltem Zustande nach Hause und wehe der Frau, wenn sie es wagte, ihrem Manne Vorstellungen zu machen. All' das und der Kummer um ihren Sohn drückte der Uerthevögtin schier das Herz ab. Als daher das Herzübel, an dem sie schon längere Zeit litt, plötzlich eine sehr schlimme Wendung nahm, sah sie ruhig und gefaßt dem Tode entgegen. Mit rührender Andacht empfing sie die hl. Sterbsakramente und als die Kranke andächtig ihre mageren Hände faltete und ein seliger Friede aus ihrem bleichen Angesichte strahlte, da rollte selbst dem Uerthevogt eine Thräne über die Wange.

Sehnlichst wünschte die Sterbende nochmals ihren Sohn zu sehen, aber die Nachricht von der gefährlichen Erkrankung seiner Mutter machte auf den verkommenen Menschen keinen Eindruck; erst nach mehreren Tagen erschien er im Elternhause — er fand seine Mutter als Leiche.

Seit dem Tode seiner Frau war der Uerthevogt in vielen Stücken ein anderer geworden. Still und in sich gefehrt vermied er den Umgang mit seinen frühern Gesinnungsgenossen; selten erschien er in den Wirthschaften, um so häufiger besuchte er jetzt die Kirche. Wohl hatte das erbauliche Ende seiner Frau einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht, aber auch das Treiben Josephs hatte ihm nach und nach die Augen geöffnet, er erkannte die schlimmen Folgen der verkehrten Erziehung seines Sohnes — die Aussaat zeigte immer mehr ihre schlimmen Früchte.

Joseph war groß und kräftig geworden, er war jetzt ein flotter Student, und kostete auch Geld wie ein flotter Student. Die Briefe, in denen er immer größere Anforderungen an den Geldsäckel seines Vaters stellte, trafen recht zahlreich ein, und wenn der Uerthevogt sich deshalb beklagte, so erhielt er vom Herrn Studenten eine ungnädige Antwort, nicht selten heftige Vorwürfe — und der schwache Mann fügte sich.

Wieder war die Zeit der Vakanz gekommen, da rasselte eines Abends eine Kutsche durch die enge Dorfgasse herauf, damals ein seltenes Ereigniß, denn die Leute gingen meistens zu Fuß und waren noch nicht so bequem und faul geworden, wie heutzutage. Ein Rudel Gassenbuben begleitete schreiend das Fuhrwerk, aber lauter als ihr Lärmen erschallte das Singen und Zohlen der Studenten, die in der Kutsche saßen. Ihr Benehmen zeigte deutlich, daß sie gut daran thaten, sich nicht auf ihre Beine zu verlassen. Vor dem Hause des Uerthevogts wurde gehalten und aus der Kutsche stieg oder purzelte vielmehr der Studiosus Joseph Schlegel und zwei Kameraden taumelten ihm nach. Da erhoben die Gassenbuben einen Höllenlärm: „Der Lunzisepp, der Lunzisepp, der Schlegellunzi!“ brüllten die Gassenbuben aus vollem Halse. Die drei Studenten suchten sich dem Anblick der spottenden Menge möglichst bald zu entziehen, sie wankten durch die Hausthüre und tappten die Stiegen hinauf.

Auf der obersten Stufe stand der Vater Leonz, die Stirne bedenklich gerunzelt. „He da, Alter!“ schrie jetzt der hoffnungsvolle Sohn, „hier bringe ich dir angenehme Gesellschaft, ein paar fidele Häuser, Hans Schluck und Oskar Pump, meine Freunde!“ Bei diesen Worten wurde der Uerthevogt von den drei Studenten umringt und stürmisch begrüßt. Auch Breneli, das sich in die Küche geflüchtet hatte, wurde aus seinem Versteck hervorgeholt und sofort beauftragt, Wein für die Gäste herbeizuschaffen. „Die hätten, mein' ich schon genug!“ brummte die alte Kathri, als ihr Breneli den Auftrag mittheilte.

Nun ging's ein paar Tage lustig her im Hause des Herrn Uerthevogts Leonz Schlegel. Die Studenten waren Herr und Meister über Küche und Keller, und haselierten, sangen und jubilierten, und lebten wie die Vögel im Hanssamen und lehrten das Unterste zu oberst. Zuerst sah Leonz erstaunt zu, nach und nach aber wachte der Stolz auf seinen Sohn wieder in

ihm auf, er fühlte sich geschmeichelt, als das ganze Dorf von seinen Gästen sprach. Freilich, was die Leute von den tollen Streichen des Lunzisepp erzählten und wie er Geld verthue und Schulden mache u. s. w. von dem hörte der Uerthevogt nichts. Bald aber sollte er von anderer Seite darüber aufgeklärt werden.

Raum hatten die jungen Herren das gastliche Haus ihres Freundes verlassen, — natürlich ohne nach der Rechnung zu fragen oder an ein Trinkgeld für Breneli oder die alte Kathri zu denken, so langte ein Brief nach dem andern an den Herrn Uerthevogt mit der höflichen Bitte, die und die noch unbezahlten Rechnungen für den Herrn Studiosus Joseph Schlegel zu berichtigen. Da machte der Uerthevogt freilich ein langes Gesicht, es kam zu heftigen Auftritten zwischen ihm und Joseph, aber der Sohn blieb Sieger, er befahl und der tiefgekränkte Vater gehorchte und bezahlte die Schulden.

Das Schuldenmachen, das der Herr Student in der Stadt gründlicher erlernt hatte, als alles andere, wurde von ihm natürlich auch daheim fortgetrieben. Im Kreise seiner Kameraden, an der Seite seines ehemaligen Hauslehrers, des Nestboden-Marti, der sich wie ein Bluteigel an die beiden Schlegel hängte, führte der Studiosus das große Wort am Wirthstische und zahlte die Beche. Bald war er selten mehr zu Hause, war das aber der Fall, dann hatte Breneli üble Zeit. Mit dem Vater mochte sich der Herr Student nicht unterhalten, die alte Kathri konnte er nicht leiden, und sie ihn auch nicht, — um so eifriger suchte er mit dem Meitschi, das zur blühenden Jungfrau herangewachsen war, anzubinden. Er strich ihm überall nach, in die Küche, in den Keller, auf den Estrich, in die Holzhütte, aber Breneli suchte ihm immer auszuweichen — es hatte allen Grund dazu. Einstmals befand es sich im sog. Chuchistübli, da schlüpfte der Student auch hinein und belästigte das gute Meitschi mit seinen läppischen Reden. Joseph erlaubte sich Späße, die ein anständiger Mensch verabscheut und auch dem Breneli lief die Galle über. Es stellte sich und las dem frechen Burschen tüchtig die Leviten. Ja, in der Aufregung sagte es ihm geradezu in's Gesicht hinein, er sei ein Lump und ein Hudel, er habe seiner Mutter das Herz gebrochen und er bringe auch noch den Vater vor der Zeit in's Grab. Das war zu viel für das junge Herrlein, Joseph brauste auf, nannte das Breneli eine undankbare Hexe

und ein hergelaufenes Bettelmensch und wenn es nicht auf der Stelle still sei, so wolle er ihm zeigen, wer hier im Hause Meister sei. Was es da gesagt habe, wolle er sich hinter die Ohren hinaufthun, und ihm schon daran denken.

Seitdem sich Joseph mit dem Breneli verfeindet hatte, war er selten mehr daheim. Wenn irgendwo eine Kilbi gefeiert oder ein Schießet abgehalten wurde, so war der Lunzisepp dabei. Er war besonders stolz darauf, wenn er bei einem Schützenfest die Fahne tragen und die Begrüßungsrede halten konnte. Es fehlte ihm nicht an einer starken Stimme und ein paar Phrasen von Freiheit und Brüderlichkeit, von Fortschritt und Patriotismus hatte er ganz gut eingedrillt. Das viele Reden machte natürlich durstig und seine Kehle mußte oft gespült werden; so kam es, daß die Leute oft zu sagen Gelegenheit hatten: „Der Lunzisepp hat heute wieder einmal zwei Fahnen heimgetragen.“

In der Schlafkammer des Uerthevogts befand sich, in die Wand eingemauert, ein kleiner, wohlverschlossener Schrank, in welchem der Vater sein Geld und seine Werthsachen verwahrte. Da befanden sich die Gültentrucke und das Zinsbuch, daneben in einem ledernen Beutel das baare Geld. Auch der Schmuck der Mutter sel. war im Schranke aufbewahrt, die silberne Haarnadel, das köstliche Halsbätti mit den Granaten d'ran, die Göllerkettchen mit den hübschen Rosetten aus Filigran nebst dem silbernen Rosenkranz. Den Schlüssel zu diesem Schrank trug der Uerthevogt gewöhnlich bei sich, bisweilen legte er ihn auch in ein Schublädchen der Kommode, welche in der Kammer stand. Das bemerkte Joseph, welcher dem Vater Gelegenheit genug bot, über den Geldschrank zu gehen.

Eines Morgens, es war an einem Sonntage, öffnete der Uerthevogt den Schrank, um sich mit Geld zu versehen, als ihm auffiel, daß der lederne Beutel nicht wie sonst zugebunden war. Ein schlimmer Verdacht stieg in ihm auf, hastig zählte er den Inhalt. Er wußte genau, daß er vom Schuldentreiber jüngst eine Summe von über 200 Fr. eingetriebene Zinsen erhalten und in den Beutel gelegt hatte. Diese Summe ungefähr fehlte. Der Uerthevogt wurde bleich vor Schrecken und Aerger, kein Zweifel, da lag ein Diebstahl vor. Nun wurde die Trucke mit dem Schmucke der Mutter sel. untersucht — siehe, — da fehlten das Halsbätti, die Göllerkettchen und der silberne Rosenkranz! Der Uerthe-

vogt war wie außer sich. Der Schlüssel zum Schrank war am gewohnten Platz gelegen, am Schloß war nichts verlegt, nirgends zeigten sich Spuren eines gewaltsamen Einbruchs. Offenbar mußte der Dieb im Hause selber und mit allem auf das Beste bekannt sein. Da durchzuckte eine schreckliche Ahnung sein Gehirn. „Wenn es mein Sohn wäre!“ stöhnte der Uerthevogt. Ihm flimmerte vor den Augen. Sollte es möglich sein, das eigene Kind sollte den Vater bestohlen haben! Leonz dachte an das verschwenderische Treiben Josephs, aber er konnte, er wollte es nicht glauben, daß dieser ein Dieb sei. Ganz verwirrt, eilte er aus der Kammer in die Stube aus der Stube in die Kammer, öffnete zehnmal den Geldschrank, untersuchte zehnmal das Schloß und jeden Winkel der Kammer, — aber an der Thatsache war nichts zu ändern, der Uerthevogt war bestohlen worden.

Als Joseph zum Mittagessen nach Hause kam, winkte ihm der Vater stumm in die Kammer, und schloß, als Beide eingetreten waren, sorgfältig die Thüre. „Joseph!“ stieß der Uerthevogt mühsam heraus, „ich bin bestohlen worden. In dem Wandschrank dort fehlt eine Summe Geld, das Schloß ist unverlegt, der Dieb muß im Hause bekannt sein und den Schlüssel zu finden gewußt haben. Er muß im Hause wohnen, da sich nirgends die Spur eines Einbruchs zeigt. Joseph!“ bei diesen Worten zitterte die Stimme des Vaters, „Joseph, sage mir ehrlich und aufrichtig, hast du das Geld genommen?“ Einen Augenblick stutzte der Jüngling, eine tiefe Röthe übergieß sein Angesicht — aber bald faßte er sich und mit entrüstetem, ja zornigen Tone sagte er: „Vater, was denkt ihr von mir! Ich, ein Schelm! Einen solchen Vorwurf dulde ich vom eigenen Vater nicht, das müßt ihr mir beweisen!“ Dieses kühne Auftreten machte den Uerthevogt stutzig



„Wenn es mein Sohn wäre!“ stöhnte der Uerthevogt.

und ganz kleinlaut sagte er: „Werde doch nicht böse, Joseph! Ich habe ja nicht behauptet, daß du der Dieb seiest, ich habe ja nur . . .“ „Wie sollte ich wissen,“ fiel ihm der Sohn in die Rede, „wo der Schlüssel zum Schrank sich befindet, da ich ja erst kurze Zeit daheim und selten in der Kammer bin? Und zudem, bin ich der einzige Mensch im Hause, der's wissen könnte? Ist nicht noch die alte Kathri da und das Bettelmeitschi, das Breneli? So eine Jungfer, die keinen Bagen eigenes Vermögen besitzt und doch vielleicht an's Heirathen denkt, — die könnte — glaube ich — das Geld auch

brauchen!“ — Mit diesen Worten verließ Joseph die Kammer und schlug die Thüre heftig zu. Der Uerthevogt stand da wie versteinert, in seinem Herzen erhob sich der Verdacht gegen Breneli, das arme Kind. „Es ist wahr,“ murmelte er, „Breneli muß wissen, wo der Schlüssel liegt. — Das Meitschi ist seit einiger Zeit ein ganz anderes geworden, so einsilbig, so verstedt.“ Beim Mittagessen ging es ziemlich schweigsam zu, nur Joseph wechselte ein paar Worte mit dem Vater, dem Breneli aber war es heute so schwer um's Herz, die bange Ahnung von einem bevorstehenden Unglück erfüllte dasselbe.

Nach dem Essen ging Joseph seinen gewohnten Kameraden nach, Breneli aber fragte den Uerthevogt, ob es nicht heute Nachmittag zu seiner Gotte in's Bachtobel hinausgehen dürfe, sie sei nicht recht zweg und habe ihm berichten lassen, es solle einmal zu ihr kommen. „Kannst gehen!“ sagte der Uerthevogt barsch, „aber mach', daß du zum Nachtessen wieder hier bist!“

Bald darauf verließ Breneli das Haus. Es hatte keine Ruhe, bis es der Gotte sein Herz ausschütten und sie wegen des Studenten um Rath fragen konnte. Da auch die alte Kathri zur Nachbarin, dem Eierer-Mili hinüberging,

um mit ihr zu rätschen, war für Leonz der Augenblick gekommen, seinen inzwischen gefaßten Plan auszuführen. Sofort stieg er in Brenelis Kammer hinauf. Früher hatte das Meitschi in der Laube oberhalb der Stube sein Schlafgemach, als aber die Herren Studenten ankamen, mußte es ihnen Platz machen und das Dachkammerlein beziehen. Auf Josephs Verlangen blieb seither die Laube als Gastzimmer eingerichtet. Die Thüre zu Brenelis Kammerlein war nicht geschlossen, drinnen herrschte eine wohlthuende Ordnung. Ein Tisch und ein Kasten, ein Stuhl neben dem Bette, das war die ganze Ausrüstung.

An den Wänden hingen ein paar Tafeln, auf dem Tische stand ein Muttergottesbild, das einst die Frau Uerthevogt dem Breneli als Kram von Einsiedeln heimgebracht hatte. Sofort ging der Uerthevogt an die Untersuchung. Zuerst durchwühlte er den Kasten. Wohlgeordnet lagen darin Brenelis Kleider und das Bettzeug, ein alter Schlusig'schlachtli aufbewahrt — aber von Geld fand sich keine Spur. Auch in der Tischtruhe und unter den Bettkissen wurden nichts gefunden, vergeblich wurde sogar der Bettsack untersucht — nirgends zeigte sich etwas Verdächtiges. Jetzt gewahrte der Uerthevogt in einer

Ecke eine ziemlich große hölzerne Schachtel, sie wurde umgestürzt und ihres Inhaltes entleert. Da fiel unter verschiedenen Tuchlappen, unter Garn und Fadentnäueln auch ein schwerer, sorgfältig in ein Papier gewickelter Gegenstand heraus. Hastig wurde das Papier aufgerissen und das Halsbättli, die Göllerkettchen sowie der silberne Rosenkranz der Frau Uerthevogt kamen zum Vorschein. „Jetzt habe ich dich,“ rief Leonz triumphirend, „aber wo ist das Geld versteckt? — Nach dem brauche ich wohl nicht mehr zu suchen, das hat die Heze zur Gotte mitgenommen.“ Mit diesen Worten packte der Uerthevogt die Tuchlappen

sammt den gestohlenen Gegenständen wieder in die Schachtel, nahm diese unter den Arm und trug sie in seine Schlafkammer hinab.

Raum konnte Vater Schlegel Brenelis Rückkehr erwarten, sein Herz klopfte laut vor Aufregung und Zorn. Sechszehn Jahre lang war Breneli in seinem Hause, gehalten wie das eigene Kind — und nun dieser Undank, diese Heuchelei! Begreiflich, daß der Uerthevogt heftig losbrach, als das Meitschi endlich in die Stube trat. Er machte ihm die schwersten Vorwürfe, nannte es eine Diebin, ein schlechtes, grundverdorbenes Bettelmensch und als das arme Kind regungslos vor



„Komme mit nicht mehr unter die Augen“.

Staunen und Schrecken da stand, da riß Leonz die Kammerthüre auf, holte die Holzschachtel heraus und warf sie scheltend vor Breneli auf den Boden, daß die Knäuel und Tuchlappen sammt dem Silberzeug vor seine Füße rollten. „Wo hast du das gestohlene Geld?“ schrie Leonz, „Heraus damit, du falsche Heze!“ Dem armen Breneli wurde schier übel vor Angst, es sank auf die Kniee nieder und betheuerte hoch und heilig, es habe nichts gestohlen. Da hielt ihm der Uerthevogt den ganzen Sachverhalt vor und fügte bei, er wolle nur aus Rücksicht auf seine Frau sel., die Breneli als Kind aufgenommen, es nicht verklagen. „Aber“, sagte er und zeigte auf die Thüre, „da hat der Zimmermann für dich das Loch gemacht. Packe dich und komme mit nicht mehr unter die Augen.“

Breneli schluchzte laut auf, daß sich ein Stein hätte erbarmen mögen, aber der Uerthevogt würdigte es keines Blickes mehr, er ging in die Kammer und warf die Thüre klirrend in's Schloß.

Eine Stunde nachher trat im Dunkel ein schluchzendes Mädchen aus dem Hause, es trug einen kleinen Bündel unter dem Arm und wankte durchs Dorf, dem Bachtobel zu.

IV.

Der Herbst war gekommen, die Studenten hatten bereits ihre Ränzlein wieder geschnürt und von den Ihrigen Abschied genommen, der Lunzisepp aber blieb diesmal daheim. — Dem Vater war die Lust vergangen, seinen Sohn weiter studieren zu lassen, Joseph sollte nun sein Geschäft übernehmen, und den Viehhandel betreiben. Der Sohn zeigte sich nicht ungern dazu bereit, obwohl er vom Handeln ungefähr soviel verstand, als eine Kuh vom Musizieren. Das Reisen gefiel ihm ausgezeichnet, hatte aber der alte Schlegel in der letzten Zeit schlechte Geschäfte gemacht, so machte der junge noch schlechtere und es ging reißend abwärts mit ihrem Kredit. Auch im Hauswesen sah es schlimm aus. Die alte Kathri war nicht im Stande, die Haushaltung allein zu führen, es mußte nach Brenelis Weggang eine Magd angestellt werden. Ein junges, unerfahrenes Meitschi kam in's Haus, ein zimpherliches Wesen, gepuht wie eine Stadtdame und dumm wie eine Schneegans. Mit Joseph war Babetkli bald vertraut und nun begann beim Uerthevogt ein Leben, wie es lustiger nicht sein konnte. Zwar kostete die Haushaltung heidenmäßig viel Geld, doch wurde nicht besser gekocht, als zu Brenelis Zeiten, aber es sah alles viel nobler aus. Mit Schrecken sah der Uerthevogt von Tag zu Tag seine Schuldenlast sich mehren, er versank in tiefes Sinnen und Nachbrüten.

Eines Tages kam Babetkli schneeweiß vor Schrecken in die Stube gesprungen, die alte Kathri, welche immer noch im Hause herumhumpelte, war über eine Stiege hinunter gestürzt und hatte sich schwer verletzt. Der Doktor und der Pfarrer wurden schleunigst geholt und der Kranke sofort die hl. Sterbsakramente gereicht. Raam hatte der Pfarrer mit dem Allerheiligsten das Haus verlassen, so ließ die alte Kathri den Uerthevogt rufen und hatte ziemlich lange mit ihm allein zu reden. Ganz aufgereggt und in größter Verwirrung verließ Leonz die Kranke, sie mußte ihm wichtige Mittheilungen gemacht haben. Joseph war nicht zu Hause, er hatte mit dem letzten Geld, das der Vater in seinem Schranke hatte, Vieh gekauft und war damit in's Welschland gefahren.

Als der junge Schlegel von seiner Reise zurückkehrte, war die alte Kathri schon lange unter dem Boden. Der Uerthevogt war trüb

und melancholisch gestimmt, düster und ernst, wie die Nebelwolken, welche sich an den Bergen hingen. Es war spät am Abend, als Joseph das Haus betrat, der Vater war noch auf, denn er wußte, daß sein Sohn kommen werde. Obwohl Joseph sehr schlechte Geschäfte gemacht hatte, so war er doch heiter und aufgeräumt. Er trug eine neue Kleidung, die er in der Stadt gekauft, und hatte ein Geldtäschchen nach neuester Mode umgehängt — dessen Inhalt aber durchaus nicht den Erwartungen des Vaters entsprach. Zornesröthe färbte das Antlitz des Uerthevogts, als er die neue Kleidung sah, aber er sagte sich; wie er aber nach dem Verlauf des Geschäftes fragte und Joseph gestehen mußte, daß er beim Handel nicht nur nichts gewonnen, sondern noch ein Namhaftes verspielt habe, da riß dem Uerthevogt der Faden der Geduld und er erging sich in bitteren Vorwürfen gegen seinen Sohn. „Du hast mich um mein Vermögen gebracht! Daß du ein Lump und Taugenichts bist, das ist schon lang bekannt und daß du mich sonst bestohlen hast, das ist nun auch an den Tag gekommen. Du hast es freilich nicht bemerkt, daß die alte Kathri dir zuschaute, als du das Silberzeug in Brenelis Kammer verstedtest, um den Verdacht auf das arme Meitschi zu lenken. Nun ist das Maß voll! Du hast einen braven Menschen um Ehre und guten Namen gebracht! Du hast mich verleitet, das unschuldige Breneli aus meinem Hause zu stoßen. Durch deine Schurkenstreiche häufest du Schande auf mein graues Haupt!“ — Zuerst erschrock Joseph heftig ob diesen Worten, dann aber fuhr er jäh empor, sein Kopf glühte vom Weine, seine Augen funkelten im Zorn, — die Wuth darüber, sich entlarvt zu sehen, raubte ihm jede Besinnung, er griff nach dem auf dem Tische liegenden Messer und führte damit einen Stoß — nach dem Haupte des greisen Vaters. Mit einem dumpfen Schrei sank der alte Mann zusammen, das Blut strömte aus einer breiten Wunde über sein Angesicht. Starr vor Entsetzen stand der Sohn einen Augenblick da — dann erwachte er wie aus einer Betäubung. „Gott im Himmel! Ich bin ein Mörder, der Mörder meines Vaters!“ Rasch hing er sich die Geldtasche, die er mitgebracht hatte, um, dann stürzte er hinaus aus dem väterlichen Hause, hinaus in die finstere Nacht.

Langsam schlurpte der Nachtwächter-Toni durch's Dorf und machte seine Runde. Vor

des Kirchmeiers Haus hatte er pflichtschuldigst sein:

„Josid, was i euch will sage:
d'Glogge heb Elfi g'schlage,
Elfi g'schlage“

gesungen und eben nahte er der Wohnung des Uerthevogts, da sah er plötzlich einen Menschen aus der Hausthüre stürzen und hastig vorüberrennen. Die Thüre blieb sperangelweit offen, aus den Stubenfenstern drang Lichtschimmer. Das kam dem Nachtwächter-Toni verdächtig vor, er trat in den Hausgang und hörte nun deutlich aus der Stube einen schwachen Hilferuf, Wimmern und Stöhnen. Eiskalt lief es dem Manne über den Rücken, doch faßte er Muth, stieg die Treppe hinauf und öffnete die Stubenthüre. Was mußte er sehen! Vor ihm lag der Uerthevogt auf dem Boden ausgestreckt in seinem Blute. Schnell wurde Lärm geschlagen, Babetkli geweckt, der Doktor geholt und der besinnungslose Leonz verbunden und zu Bette gebracht.

Am andern Morgen verbreitete sich wie ein Lauffeuer die Kunde durch das Dorf, beim Uerthevogt sei eingebrochen und dieser beinahe ermordet worden.

Bewußtlos lag der Uerthevogt auf seinem Lager. Obwohl sein Zustand höchst bedenklich war, so mangelte ihm doch eine sorgsame Pflege. Babetkli wußte sich nicht zu rathen noch zu helfen, die Verwandten kümmerten sich wenig um einen Mann, von dem sie nichts mehr zu erben hofften. Da erschien Breneli am Krankenlager und bat, den Uerthevogt pflegen zu dürfen. Mit unermüdlichem Eifer und der Geduld eines Engels wachte es an seiner Seite und wenn er in Fieberträumen heftig tobte, da wirkte seine Gegenwart und sein mildes Wort beruhigend auf den unglücklichen Mann. Allmählig schwand auch die Nacht des Irrens, die seit jenem schrecklichen Abend

Leonzens Geist umschattet hatte, und freudig nahm Breneli die Anzeichen wiederkehrender Besinnung wahr.

Es war an einem Nachmittag, als der Kranke wie aus einem schweren Traume erwachte. Verwundert schaute er um sich, da gewahrte er Breneli an seiner Seite. Sein schmerzlicher Blick ruhte eine Zeit lang auf der treuen Pflegerin; „Breneli,“ hauchte er leise, „du hier?“ Dann sank er ermattet in die Kissen zurück. Lange lag er da mit geschlossenen Augen, die schmerzliche Bewegung in seinem Antlitz ließ ahnen,



daß die Ereignisse der letzten Zeit an seinem Geiste vorüberzogen. Als er die Augen aufschlug, war seine erste Frage: „Wo ist Joseph?“ Breneli wagte nicht zu antworten. „Ich weiß es schon,“ fuhr der Uerthevogt nach einer Pause fort, „er ist geflohen — der Unglückliche, — Gott verzeihe ihm!“ — Wieder hielt der Kranke inne, — dann streckte er Breneli die Hand entgegen, das Wort „Verzeihung“ drang über seine Lippen — dann erstickte Schluchzen seine Stimme. Breneli war auf die Knie gesunken, ein Strom von Thränen benezte die Hand des Pflegvaters, der mit matter Stimme weiter fuhr: „Gott wird mir gnädig sein, wenn auch du mir verzeihst. — Ich

habe schwer gefehlt — aber auch schwer gebüßt. . . . Breneli, ich will mich mit Gott und den Menschen ausöhnen, rufe mir den Pfarrer.“

Der Pfarrer erschien. Es war ein schmerzliches Wiedersehen — aber zugleich ein rührender Anblick, als der Uerthevogt den ehrwürdigen Priester um Verzeihung bat für die vielen zugefügten Beleidigungen. „Jetzt sehe ich ein“, seufzte der Kranke, „wie schwer ich gefehlt und wie ich die Zuchttruthe selber gebunden habe, womit ein gerechter Gott mich strafte. Es ist wahr geworden, was ihr mir einst sagtet, Herr Pfarrer! — ein ungerathener Sohn ist dem

Vater zur Schande.“ Der Pfarrer sprach milde Worte des Trostes zu dem reumüthigen Kranken, er ermahnte ihn zum Vertrauen auf Gott, der zwar gerecht, aber auch barmherzig ist. — Gestärkt durch die Segnungen der Kirche verschied der Uerthevogt nach wenigen Stunden, seine letzten Worte waren ein Segenswunsch für Breneli — und ein Gebet für den unglücklichen Sohn. — Weinend drückte ihm Breneli die Augen zu.

* * *

Jahre sind inzwischen vergangen. Vom Uerthevogt Leonz Schlegel redet fast niemand mehr. Einst hatte der nächtliche Einbruch in sein Haus gewaltiges Aufsehen erregt, aber der Polizei war es nicht gelungen, den Thäter zu entdecken. Freilich munkelten die Leute allerlei — und als Joseph nach dem Tode seines Vaters immer noch nicht von seiner Reise zurückkehrte, so wurde das Gerücht allgemein, der Sohn habe die Hand gegen seinen eigenen Vater erhoben und dieser geerntet, was er gesäet. Ueber den landesabwesenden Joseph Schlegel erging der Schuldenruf und der Bärenwirth soll ein Bedeutendes an seinem einst so guten Kunden verloren haben.

Breneli lebte als glückliche Ehefrau des Peterhansens-Toni auf dem Gütchen im Bachtobel, welches die Gotte dem fleißigen Paare billig abgetreten hatte, da klopfte eines Abends spät — es war schon hinten im November und recht kalt — ein zerlumpter Bettler an die Hausthüre. Breneli öffnete mitleidig und ließ den Armen herein. Der Mann sah erbärmlich aus, seine Kleider hingen ihm in Fetzen vom Leibe, seine Kniee schlotterten vor Frost und Kälte und der Tod schaute ihm aus den Augen. Der Unglückliche bat um eine Nachtherberge im Stall. Breneli reichte dem hungernden Bettler eine warme Suppe und ein tüchtiges Stück Brod, befahl sodann dem Kaspi, ihrem Knecht, den Mann in den Stall zu begleiten und ihm eine Lagerstätte anzuweisen. Auf dem Wege zum Gaden fragte der Bettler nach dem Namen des

Bauern, dem das Gut gehöre. Der Kaspi, ein gesprächiger gutmüthiger Bursche erzählte ganz treuherzig, wie der Bauer des Peterhansens-Toni heiße und wie seine Frau eigentlich eine Schwäbin, die Tochter des schon längst verstorbenen Pantraß Scheibele. „Aber, was fehlt euch?“ fragte plötzlich der Kaspi, „ihr zittert ja wie ein Espenlaub! Ist euch nicht wohl?“ „Es fröstelt mich nur ein wenig,“ erwiderte der Bettler „aber sagt mir, ist die Frau nicht früher im Dorf drinnen gewesen?“ „Ja freilich, beim Uerthevogt, dem Leonz Schlegel, der ist aber auch schon längst im Grabe. Hat auch genug Kummer und Kreuz erlebt an seinem eigenen Buben, dem Lunzisepp. Aber, gut' Nacht, ich will euch nicht aufhalten, ihr bekommt wieder euer Frösteln, wie ich sehe. Da, deckt euch mit Heu tüchtig zu und haltet euch warm. Gute Nacht!“

Mit diesen Worten verließ Kaspi den Stall, draußen vor der Gadenhüre blieb er stehen, ihm war's als ob er ein leises Stöhnen vernommen habe. — Doch alles war stille und der Kaspi ging mit seiner Laterne langsam dem Hause zu. Als er aber am Morgen nach dem Bettler schaute, lag dieser — todt im Heu.

Sofort machte der Knecht dem Peterhansens-Toni und seiner Frau Anzeige, erzählte auch, was er gestern Abend mit dem Fremden gesprochen habe. Da ließ Breneli es sich nicht nehmen, die Leiche des Mannes, den sie gestern nur flüchtig angeschaut, zu sehen. Lange blickte sie in das bleiche, von Kummer und Glend entstellte Angesicht, dann stieß sie einen tiefen Seufzer aus, wandte sich weinend ab und sprach: „Das ist des Uerthevogts Joseph. Gott sei seiner Seele gnädig!“

So endete ein unglücklicher Sohn. Eine verkehrte Erziehung führte ihn auf den Weg des Bösen und stürzte ihn in's Verderben. Wie berechtigt ist daher die Mahnung des hl. Paulus: „Ihr Väter, erziehet euere Kinder in der Lehre und Zucht des Herrn,“ (Eph. 6, 4.) denn wie die Aussaat so ist die Ernte.

